

Reportér, 16. 5. 2016

Übersetzung: Jan Sommerfeldt

Feuer, Fußball, Deutschland

Tröglitz ist besonders. Und eigentlich auch berühmt. Die Gemeinde war einst als Nebenlager des Konzentrationslagers Buchenwald entstanden, voriges Jahr zündete hier jemand eine Flüchtlingsunterkunft an. Neonazis demonstrierten hier und zwangen den Bürgermeister zum Rücktritt. Gegenwärtig leben hier drei Dutzend Afghanen und Inder. Womit die Geschichte aber noch lange nicht zu Ende ist.

Text Lucie Suchá / Fotos David Těšínský

Es gibt eine Kleinstadt. Nichts in ihr ist, wie es scheint. Nie passiert das, was Sie erwarten, und niemals wissen Sie, was passieren wird. Und wenn Sie anfangen, sich hier zurecht zu finden, heißt das, dass Sie nur etwas nicht bemerkt haben.

Die Kleinstadt hat keine Geschichte, nur so eine dunkle Wolke, aus der sie hervorgegangen ist. Sie entstand nicht allmählich, Hütte für Hütte irgendwo an einem Handelsweg oder einer Wasserquelle. Sie tauchte einfach plötzlich auf, innerhalb von ein paar Kriegsmonaten stand sie hier, ein Haus wie das andere.

Man schrieb das Jahr 1937 und das nahe gelegene Chemiewerk der Braunkohle-Benzin AG (BRABAG) benötigte Arbeitskräfte. Und die mussten irgendwo wohnen. Nur erreichte der größte Treibstoffzulieferer für die deutsche Wehrmacht auch mit ihnen nicht das Soll, und so wurden Gefangene aus dem unweit gelegenen Konzentrationslager Buchenwald für die strapaziöse Arbeit herangeschafft.

Um keine Zeit mit Transporten zu vergeuden, bauten die Nationalsozialisten hier ein Nebenlager, eine Zeltstadt, die sie „Wille“ nannten. Hier lebten Tausende ungarischer Juden, unter ihnen auch der spätere Nobelpreisträger für Literatur, Imre Kertész, der vor einigen Wochen gestorben ist. Von neuntausend Gefangenen starben sechstausend, so die Angaben. Einige an Hunger und Krankheiten, andere wurden im Zustand völliger Erschöpfung in den Tod nach Auschwitz abtransportiert, und Tausende überlebten den Todesmarsch von 1945 nicht, als sie von den Aufsehern

nach Dachau getrieben wurden.

„Diese Stadt hat keine sozialen Strukturen, sie entstand auf einmal, die meisten Menschen arbeiten in derselben Branche, es mangelt hier an Meinungsvielfalt,“ erklärt der evangelische Pfarrer und ehemalige Bürgermeister von Tröglitz, Markus Nierth. „Ansonsten sind wir aber eine normale Stadt mit einigen Neonazis, einem Drittel der Bevölkerung, das intolerant gegenüber Ausländern ist und mit einer schweigenden Mehrheit.“ Markus weiß, was das heißt. Es wurde ein Stück weiter von hier geboren. Als Pfarrerssohn wurde er von den Kindern in der Schule verhöhnt, er kannte kein Pioniertuch und trotz guter Noten durfte er nicht studieren. Sein Vater war der Stasi ein Dorn im Auge. Und er ermöglichte es Markus, Bücher zu lesen, die man sonst nirgends bekam, und Leute aus dem Westen zu treffen.

Sie wanderten 1986 aus, nur drei Jahre vor dem Fall der Mauer. Legal. Damit der schwerkranke Vater behandelt werden konnte. „Alle waren damals erleichtert. Auch sie, dass sie uns los waren,“ erinnert sich Markus.

Bringen wir um, schlagen tot

Markus Nierth ist anders. In dieser Kleinstadt ragt er nicht nur durch seine beträchtliche Körpergröße hervor, sondern vor allem wegen einer Eigenschaft, die er vermutlich von seinem Vater und durch das Leben im Westen verinnerlicht hat. Er kann nicht schweigen.

Nach Tröglitz hatte ihn die evangelische Kirche entsandt. Er sollte mit den Leuten aus dem Ort das Pfarrhaus in Ordnung bringen. Leicht war es nicht gewesen, den ersten Gottesdienst hielt er im Tanzstudio seiner Frau ab, mit Kapelle, mit Gebeten, die die Menschen selbst aufschreiben und den Anderen vorlesen konnten. „Die in der Ära des Sozialismus aufgewachsenen Menschen hatten vor der Kirche Angst,“ erklärt er, warum er als Ort das Tanzstudio wählte. „Es hat Spaß gemacht.“

Es ist Freitagvormittag, er ist gerade von einer Beerdigung gekommen, wo er das Segensgebet gesprochen hatte. Es dauerte eine Weile, bis er auf die Begrüßung aller afghanischen Kinder reagierte, die auf der Straße spielten. Und nun kann er erzählen. Er spricht schnell, sehr schnell.

Nach sieben Jahren waren die Reparaturen am Pfarrhaus fertig, Markus' Ehe war

zerbrochen und er hatte sich entschieden, hier zu bleiben. Er lernte seine künftige Frau kennen, die aus Hamburg hierhergezogen ist. Auch ihr hat es hier gefallen. Nach ein paar Jahren ein bisschen weniger, als sie Briefe mit Drohungen und menschlichen Exkrementen öffnete.

Im Jahr 2009 kamen Leute von Merkels CDU zu ihm, ob er nicht Stadtrat werden wolle. Sie überzeugten ihn, und das Ergebnis war der Posten des Bürgermeisters. Ein ehrenamtlicher Posten. Und bis zum letzten Jahr machte ihm das auch Spaß. Dann passierte die Sache mit dem Nicht-Schweigen-Können. Denn wenn alle schweigen und einer etwas sagt, wird dieser unversehens zum Feind Nummer eins – egal, was er in Wirklichkeit sagt.

Markus Nierth wollte eigentlich gar keine Flüchtlinge in seiner Gemeinde. Die Anweisung kam vom Landkreis und klang so: Bringen Sie 60 Flüchtlinge unter. „Das werden die Leute nicht akzeptieren,“ habe ich gesagt. „Aber ich war allein.“

Markus Nierth schrieb damals einen mehrere Seiten langen Brief für eine Lokalzeitung: er fürchtete, dass er an Intoleranz grenzte. Später hielten ihm dies einige Leute vor. Er ist nicht naiv, er glaubt nicht an eine Multikulti-Gesellschaft. Er weiß, dass das Zusammenleben mit neuen Menschen Arbeit erfordert, Toleranz und Regeln.

Er schrieb, dass er sich fürchtet. Dass die Stadt schon genug eigene Probleme hat und genug Kriminelle, vor allem Drogenabhängige. Dass er nicht weiß, ob sie weitere Probleme meistern wird. Dass aber dennoch, wenn wir uns verschließen würden, wir nie etwas Neues kennenlernen würden.

Tröglitz wurde zur Zielscheibe. Ein Funktionär der rechtsextremistischen Partei NPD, die deutsche Politiker schon seit Jahren vergeblich versuchen zu verbieten, rief jede Woche zu einer Demonstration auf. Woche für Woche, für Woche, für Woche... Nur etwa ein Drittel der durch die Gemeinde marschierenden Menge waren auch hier Ansässige. Es schlossen sich auch Neonazis aus der weiteren Umgebung an. Zehn solcher Märsche gab es, und Markus Nierth rief zum Trotz zu sonntäglichen Friedensgebeten auf. Zu solchen, die damals das Ende des Kommunismus mit herbeiführten Bis zur letzten Demonstration. Diejenige, die bis zu seinem Haus führen sollte, mit Frau und sieben Kindern. Kinder, von denen das jüngste sieben,

das älteste dreißig ist.

Damals versuchte er den Landkreis zu überzeugen, die Demonstrationen zu verbieten. Und bekam keine ausreichende Unterstützung. „Im Sozialismus glaubten die Leute den Politikern nicht, und auch in der neuen Demokratie haben viele das Gefühl, dass die Politiker ihnen nicht zuhören, und halten erneut den Mund. Aber ich hätte nicht gedacht, dass ich jetzt, nach zwanzig Jahren, in meinem Stadtrat einen Unternehmer mit zehn Angestellten haben werde, die genauso Angst haben werden etwas zu sagen,“ hebt er die Stimme. „Als ich einen von ihnen fragte: Warum hast du nichts gesagt? Du hast doch dieselben Ansichten wie ich? Da sagte er, dass er Angst hatte. Dass er ihnen nicht vertraut, und dass er, wenn er etwas sagt, Probleme bekommt. Ein Stadtrat und Unternehmer! Als wäre er noch in der DDR!“

„Das ist bei euch ähnlich, oder? Auch wenn die Tschechen immer mutiger als die Ostdeutschen waren. Nun, ja, ich glaube das,“ sinnt er nach. „Mit Dubček und dem Prager Frühling, mit Václav Havel...“

Dass er keine Unterstützung vom Landkreis und eigentlich nicht einmal von seinen Kollegen bekam, hat ihn verärgert. Und auch... „Ich hatte Angst. Ich wollte nicht, dass die Neonazis da draußen wissen, wo wir wohnen, und ich wollte auch nicht, dass meine Kinder eine Polizeikette vor dem Fenster sehen mussten,“ erinnert er sich und schaut unwillkürlich zu dem Fenster, hinter dem gerade sein dreibeiniger, rothaariger Kater vorbeigeht. Und so gab er auf. Er trat zurück. Er verließ die Spitze der Stadt wegen der Neonazis.

Aber nicht einmal das reichte. Vor ein paar Tagen zündete jemand die frisch rekonstruierte Flüchtlingsunterkunft an. Nur wenige Wochen, bevor die erste afghanische Familie kommen sollte. Der Schuldige ist übrigens bis heute nicht gefunden, obwohl er von einer Sonderkommission namens Kanister gesucht wurde.

ALS DIE ERSTE DROHUNG KAM, WEINTE SIE. DANACH GEWÖHNTE SIE SICH DARAN.

Und dann kamen die Drohungen. Vom deutschen Ku-Klux-Klan und anderen Organisationen. Im Großen und Ganzen eine wie die andere. Dass sie ihn umbringen, totschiagen werden. Seine Frau Susanna weinte, als die erste kam. Bei

der zweiten nickte sie nur mit dem Kopf. Bei der dritten war sie schon daran gewöhnt.

Und dann wieder, als... „Eines Tages öffnete meine Frau einen Umschlag und darin befand sich menschlicher Kot. Und eine Woche später der nächste und wieder der nächste. Wir haben sie der Polizei gegeben, sie haben DNA-Tests gemacht, aber ohne Ergebnisse,“ berichtet Markus. „Das ist die Strategie der Neonazis. Sie finden einen Ort, wo sie wenige Feinde haben, und dann machen sie Druck.“

Nach seinen Worten war er in Deutschland nicht der erste Bürgermeister, den sie zum Rücktritt gezwungen hatten, aber der erste, der darüber sprach. Auch deshalb wurde aus dieser Kleinstadt im Handumdrehen eine Attraktion. Im örtlichen Hotel wechselten sich 14 Medien innerhalb von drei Wochen ab. Es kamen die New York Times und auch eine japanische Zeitung.

Eines konnte Markus Nierth nicht vermeiden. Und zwar die Polizei vor dem Fenster. Das ganze Jahr über. Zuerst ein Polizeiwagen und Wachposten tagsüber und nachts, später nur in der Nacht und mittlerweile nur noch hier und da zur Kontrolle. Das ganze Jahr über. Aber auch heute noch geht Markus öfter ums Haus, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist. „Es hat sich viel verändert,“ sagt er. „Man fühlt sich hier nicht mehr sicher.“

Personenschutz bekam letztlich auch der Landrat Götz Ulrich, der öffentlich erklärt hatte, er werde nicht von dem Vorhaben ablassen, Flüchtlinge in einem Haus im Zentrum der Stadt unterzubringen. Auch er erntete dafür Todesdrohungen.

Tee und Asylbewerber

Wir sitzen in der ersten Etage eines Hauses, das zu Markus' Pfarrei gehört. Auf dem Tisch starker grüner Tee, daneben etwas Süßes, wie es in Afghanistan üblich ist. Gut, der Tee ist nicht lose, nicht auf einem Markt in Kabul oder Herat gekauft. Es sind Teebeutel. Auch die Süßigkeiten sind nicht aus der Region, sondern es handelt sich um eine zerbrochene Schokoladenfigur. Mir gegenüber sitzt Junes, daneben der zwölfjährige Sajad und zwischen ihnen Fariba, die Ehefrau und Mutter. Fariba trägt kein Kopftuch und auch keine Tücher, die ihren Körper bis zu den Knöcheln bedecken. Sie hat schönes braunes, welliges, offenes Haar und streichelt sich den rundum angespannten Bauch. Sie ist schwanger. In einer Ecke des Zimmers liegt

vielleicht ein Dutzend vollgestopfter Taschen. „Das haben wir alles für das Kleine bekommen, von den Nachbarn. Und auch den Wickeltisch, der unter der Treppe liegt,“ erklärt Fariba.

Eigentlich fühlt man sich hier ein bisschen wie betrogen. Das sind die Afghanen? Wegen ihnen wurde demonstriert, die Unterkunft angezündet und musste der Bürgermeister zurücktreten? Diese Leute, bei denen Sie ohne vorherige Ankündigung und Einladung an die Tür klopfen können, um ein kurzes Gespräch bitten und Junes Sie sofort mit nach Hause nimmt, ohne wenigstens seine oben wartende Frau vorzuwarnen, wer da eigentlich geklopft hat?

„Für die Reise hatten wir nur einen Rucksack, aber auf dem Meer kamen große Wellen, alles war mit Wasser vollgesogen und wir mussten es wegwerfen. Genauso wie alle anderen. Uns blieb nur die Kleidung, die wir am Laib trugen,“ beschreibt Junes. Er lebt schon seit zwölf Monaten hier. Sie waren die erste Familie, die damals hierherkam. Alle sprechen Deutsch, am besten wohl der zwölfjährige Sajad.

Ihre Gastfreundschaft ist groß, aber die Großzügigkeit hat ihre Grenzen. Sobald die Frage zur Sprache kommt, warum sie aus Afghanistan geflohen sind, reicht der deutsche Wortschatz nicht mehr aus. Und es einer Übersetzerin am Telefon erzählen? „Das nicht. Keinem Fremden, den wir nicht sehen und nicht kennen,“ sagt Junes. „Euch hat Markus empfohlen, aber die Übersetzerin kennen wir nicht. Er fürchtet sich. Auch hier, in Deutschland, fürchtet er sich vor den Taliban. Er möchte deshalb nicht einmal seinen Familiennamen veröffentlichen, von Fotos ganz zu schweigen. Bisher haben sie auch noch nie mit einem Journalisten gesprochen. Deshalb posieren sie auch mit den Händen vor dem Gesicht. „Problem, Problem, Problem,“ beschreiben sie die Situation in Afghanistan. Nichts weiter.

„Er hat seinen Vater verloren, der wurde von den Sowjets im Krieg erschossen. Er kam auch um den Bruder, den erstach ein Taliban; auch einen seiner Arbeitskollegen haben die Taliban umgebracht. Und als sein Sohn einen Sack mit Teilen eines Kinderkörpers fand, sagte er sich, es reicht, wir gehen weg,“ erzählt Markus später für ihn.

Während wir uns unterhalten, suchen der afghanische Junge und sein Vater fieberhaft in den Büchern: „Wo ist denn diese eure Tschechische Republik? Ein

Nachbar von Deutschland? Und ihr seid mit dem Flugzeug gekommen? Was? Mit dem Auto? Nur vier Stunden aus der Hauptstadt?“ Es folgt minutenlanges ehrliches Lachen.

Durch Tschechien sind Sie in ein paar Tagen durch. Aber durch Afghanistan und den Iran? „Drei Monate und zwei Wochen.“

WIR GINGEN ZU FUSS, NUR BEI NACHT. ES DAUERTE DREI MONATE UND ZWEI WOCHEN.

Sagt Fariba. Zu Fuß. „Wir sind nur bei Nacht gegangen, von der Dämmerung bis zum Frühstück. Dann haben wir im Wald Feuer gemacht, uns alle ringsherum hingelegt und geschlafen. Und am Abend sind wir wieder los.“ Junes schaut tapfer, aber Fariba und Sajad geben zu, dass sie oft geweint haben. „Eigentlich wohl alle Frauen und Kinder,“ sagt er. Sie gingen in einer Vierergruppe. „Schleuser“ ist aber ein weiteres Wort, das Junes nicht ausspricht.

Junes macht ein Praktikum bei einer Firma im nahen Industriegebiet, gemeinsam mit einem weiteren Afghanen aus Tröglitz. „Wenn das Praktikum zu Ende ist, wählt der Chef den aus, der besser gearbeitet hat und behält ihn,“ sagt Junes und hofft, dass er das sein wird. Während er zuhause Schuster war, fährt er hier Auto.

Wenn man ihn fragt, was ihm hier am meisten gefällt, antwortet er: „Die Ruhe.“ „Sie können sich das nicht vorstellen, Stunde um Stunde Angst zu haben, Tag für Tag, immer,“ sagt Junes.

Fragt man dasselbe seinen Sohn Sajad, antwortet dieser: „Fußball“. „Eigentlich nicht, kann ich das noch ändern? Am meisten gefällt mir hier, dass ich hier Geschwister haben kann,“ sagt er. In Afghanistan hätten seine Eltern es abgelehnt, ein weiteres Kind zu bekommen. Das Kind, das nun geboren wird, soll Setareh heißen, Stern.

Ein Glatzkopf und ein Afghane

In der Kleinstadt Tröglitz leben gegenwärtig sechs ausländische Familien. Bis auf eine alle aus Afghanistan, die letzte aus Indien. Und alle leben in privaten Wohnungen. Nachdem die Unterkunft abgebrannt war, nahm Markus eine Familie bei sich auf – später boten nach und nach auch Andere eine Unterbringung an. Die

Mitglieder aus Markus' Familie haben für einige Asylbewerber eine Patenschaft übernommen. Sie gehen mit ihnen einkaufen, erklären die hiesigen Gewohnheiten, die Geschichte – zum Beispiel, warum Ostdeutsche anders sind als Westdeutsche. Sie nehmen die Asylbewerber mit auf Ausflüge, ermahnen aber zum Beispiel auch die Erwachsenen, den Kindern nicht so viele Süßigkeiten zu kaufen. „Eigentlich ist es ein Kampf an zwei Fronten. An der einen gegen die Neonazis, an der anderen erklären wir den Asylbewerbern, dass das Geld, das sie bekommen, von den Steuerzahlern stammt, von Leuten, die sehr, sehr viel arbeiten. Damit sie sorgsam damit umgehen.“

Noch eine andere Sache ist passiert, nachdem die Unterkunft abgebrannt war.

Wir stehen gerade auf dem Fußballplatz. Es ist klirrend kalt. Etwa ein Dutzend Spieler der B-Gruppe trainieren nur, ihr Spiel für heute ist ausgefallen. Am Geländer stehen doppelt so viele Zuschauer, viele von ihnen aus der „A-Gruppe“, die sich hier vor der Abfahrt nach Wetterzeube trifft – heute wird auswärts gespielt.

Allmählich kommen weitere und weitere. Auch ein paar Jungs in Baseballkappen, die die kahlen Köpfe bedecken, einem guckt unter der Jacke eine große Tätowierung hervor. Er klopfte einem Afghanen, der am Geländer steht, auf die Schulter, schüttelt ihm die Hand und geht weiter. Bei jedem Einzelnen tut er das. Egal ob er ihn kennt oder nicht. Auch den Afghanen hatte er übrigens zum ersten Mal im Leben gesehen.

„Das macht man hier so. Höflichkeit. Bei Ihnen nicht?“ wundert sich der Chef der Gruppe, Jörg Heinold. Auch er ist ein aktiver Spieler. Nachdem auch er eine Runde Hände geschüttelt hat, kommt er zurück und erzählt.

„Bevor die Unterkunft abgebrannt ist, haben wir von den Problemen mit der Rechten nichts gewusst. Wir sind nicht alle von hier, ich persönlich wohne zum Beispiel in Leipzig. Aber nach dem Brand haben wir uns gesagt, dass wir reagieren müssen. Wir sind ein Verein mit einer Mitgliederbasis von 300 Leuten, in einer Gemeinde mit knapp 3.000 Einwohnern. Also ist statistisch gesehen jeder zehnte Bewohner Mitglied bei uns. Wir sind also ein verhältnismäßig wichtiger Teil der Gesellschaft. Damals haben wir uns gesagt, dass es an der Zeit ist, irgendeine Haltung einzunehmen. Und wir haben den Neuankommenden angeboten, dass sie zu uns kommen,“ erklärt Jörg Heinold.

Deshalb steht hier der Afghane. Er heißt Zia und ist ein Freund von Reza. Reza trägt das Trikot mit der Nummer zwei und läuft gerade um den Platz. Die Temperatur geht gegen null, der Schweiß läuft an ihm herunter, das Training dauert schon über eine Stunde. Er ist einer von vier Afghanen, die hierher zum Training kommen. Aber nur zwei von ihnen – einer davon ist Reza – können spielen. Damit sie nämlich ins Vereinsregister kommen und zum Spiel antreten dürfen, müssen sie wenigstens über eine zeitlich begrenzte Aufenthaltserlaubnis verfügen. Und die haben nur die zwei, die schon mit ihren Familien in Tröglitz wohnen. Zum Training kommen aber noch zwei weitere Afghanen, die in Zeitz leben, nur ein paar Kilometer von hier, in einer Unterkunft für Erstankömmlinge. In ein paar Monaten werden sie dorthin geschickt, wo sie fortan leben werden.

Reza geht regelmäßig zum Training, häufiger als die anderen Spieler, er mag das gerne. Er ist auch heute gekommen, bei dieser Kälte, auf den durchgeweichten Platz, auch wenn sein Freund Zia mit seiner Familie zu ihm zu Besuch gekommen ist. Also wartet der Freund geduldig am Geländer und friert.

Wenn man eine der drei Familien, die wir besucht haben, in den Sack mit der Aufschrift „Wirtschaftsflüchtlinge“ stecken kann, dann ist es wohl die von Zia. Wenngleich Afghane, hat er die letzten dreizehn Jahre vor der Abreise nach Europa im Iran gelebt. Das Leben war sicher nicht einfach. Er erzählt, wie er als Ausländer nirgendwo anders als in der Stadt arbeiten konnte, wo er eine Erlaubnis bekam. Wie er sich eine SIM-Karte nur über einen Ortsansässigen gegen Schmiergeld kaufen konnte. Wie sich seine Tochter auf dem Spielplatz Beschimpfungen anhören musste, wie sie nicht mit ihr spielen wollten. Sehr wahrscheinlich hätte er dort auch weiterhin leben können. Auch wenn eine Sache wohl anders wäre.

Zias Tochter misst jetzt etwa einen Meter fünfzig, hat eine schicke Brille auf der Nase und ein freches Mundwerk. Sie geht in die dritte Klasse und ihr Deutsch ist fehlerfrei. Sie würde gern Ärztin werden.

WAS ICH SEIN WERDE, WENN ICH GROSS BIN? ÄRZTIN, ICH WILL MENSCHEN RETTEN.

„Ich finde es super Menschen zu helfen,“ antwortet sie später auf meine Frage. Aus der Schule bringt sie Einsen und Zweien mit nach Hause und lernt oft mit ihrer

besten Freundin Manja. Entweder bei ihr zuhause, oder Manja kommt zu ihnen. Ihr Wunsch, Menschen zu retten, ist nicht unbedingt eine Neuigkeit. Wir haben das hier bereits gehört. Auch Junes' Sohn Sajad will Menschen helfen. Deshalb würde er gerne Polizist werden.

Wir sprechen mit ihr bei Reza zuhause. Als sein Training zu Ende war, hat er uns zu sich nach Hause eingeladen, wir sitzen um einen Tisch mit grünem Tee, dieses Mal lose, mit den Familien von Reza und Zia. Auf dem Tisch Nüsse, Oblaten, alles was man sich nur vorstellen kann.

Gerade spielt sich eine Szene ab wie aus Der Profi 2. „Mama sagt gerade, dass Papa hier glücklich ist, und er darauf, dass er so glücklich hier nun auch wieder nicht ist,“ übersetzt das neunjährige Mädchen und das Zimmer bebt vor Lachen.

Zias Familie lebt schon drei Jahre lang in Deutschland, Rezas gerade erst sieben Monate. Auch sie kamen über zwei Länder, um zum Meer zu gelangen und auch sie warfen ihre letzten Sachen in die Wellen. „Wir waren auf einer Barke so für achtzehn Leute, wir waren aber 40. Ich denke, dass jetzt wirklich eine große Menge Rucksäcke auf dem Meer schwimmt,“ lacht Reza. Schon weniger zum Lachen ist, was alles in den Rucksäcken war. Sie haben jetzt keine Erinnerung mehr an die Kindheit, an ihr früheres Leben in Asien. Und auch keine Zertifikate, Zeugnisse, Dokumente über eine Ausbildung. Sie müssen hier von Neuem beginnen.

Zuhause hatte er es nicht leicht. Während die Taliban oder die Extremisten des Islamischen Staates Sunniten sind, ist seine Familie schiitisch. Und noch dazu gehören sie von allen Nationalitäten, die in Afghanistan leben, der der Hazara an, der am meisten verachteten. Nachkommen ehemaliger mongolischer Söldner. Und die Anderen verhalten sich ihnen gegenüber auch so. Jetzt sitzt er hier, lachend, beide Frauen mit Kopftuch. Sie tragen es angeblich freiwillig. „Als wir hierhergekommen sind, hat mein Mann zu mir gesagt, dass es an mir ist, ob ich es tragen will. Aber ich fühle mich mit Kopftuch besser,“ sagt Zias Frau Elham. Deutsch kann sie genauso gut wie Zia, sie möchte den Sprachkurs aber noch zu Ende machen und dann eine Umschulung – sie wird Verkäuferin.

Alle haben Freunde, Reza im Fußballverein, Zia in der Arbeit (übrigens arbeitet er bei einer Baufirma, die gerade die Kirche saniert), die Kinder in der Schule. Keiner von

ihnen ist schon einmal in die Situation gekommen, dass ihn jemand anschreien würde, sich unfreundlich verhalten würde. „Hier sind alle so nett.“

Und umgekehrt auch. Keiner der Leute, die wir in der Kleinstadt getroffen haben, hat auch nur ein Wort gegen die Neuankömmlinge gesagt.

Wegen all dieser Dinge

Es ist Sonntag. Bewölkt, wie üblich. An der Grundschule eine Szene wie aus der Zeit des Sozialismus: „Wir lehren, lernen und kämpfen für den Frieden.“ Elf Uhr vormittags, und die Türen gehen nicht zu, der Parkplatz an der Schule ist voll. Es sind Landtagswahlen.

„Ob ich anders gewählt habe als das letzte Mal? Das sage ich nicht,“ lacht eine etwa vierzigjährige Frau. Sie weiß, worum es geht. Das letzte Mal nämlich gab es noch nicht die Partei „Alternative für Deutschland“. Rechtspopulisten, die schnelle Lösungen für Probleme versprechen. „Grenzen sichern! Asylchaos stoppen!“ verkünden sie auf Plakaten, die überall in den umliegenden Gemeinden aufgehängt wurden. Aber hier nicht. Nicht in Tröglitz.

Hier finden Sie nicht ein einziges. Als ob sie Angst hätten, mit der abgebrannten Unterkunft in Verbindung gebracht zu werden. Die NPD dagegen, die wirklich äußere Rechte, die hat keine Angst. „Hände weg von unseren Frauen“ und auch „Stoppt die ‚Schlepper-Merkel‘“ steht auf ihrem einen einzigen Plakat in der Gemeinde, aufgehängt nur zwanzig Meter entfernt von der ausgebrannten Flüchtlingsunterkunft.

„Ich habe anders gewählt,“ bekennt ein dreißigjähriger Mann in einer schwarzen Jacke. „Auch wegen der ganzen Sache mit den Flüchtlingen, aber auch wegen der Arbeitspolitik,“ sagt er.

Die Alternative für Deutschland (AfD) hat hier die Wahlen gewonnen. Sie punktete nicht wie im Rest des Bundeslandes Sachsen-Anhalt. Sie gewann einfach. Der politische Neuling erreichte aus dem Stand 35,5 Prozent und einen Vorsprung vor Angela Merkels Christdemokraten von mehr als fünf Prozent.

Und so sind wir wieder am Anfang. Wer gewinnt hier und wer verliert? Warum wählen Menschen, die selbst ein Leben mit Flüchtlingen ausprobiert haben, eine

Partei, die sich so sehr gegen diese stellt?

Die Fakten sind unerbittlich. Wer die Unterkunft angezündet hat, weiß keiner. Der Landrat Götz Ulrich, der Mann mit dem Polizeischutz, der beteuert hatte, dass er die Unterkunft in Ordnung bringt und die Flüchtlinge kommen werden, erklärte, dass das Gebäude angesichts der Tatsache, dass die Reparatur des Daches erst 2017 fertiggestellt wird, nicht als Unterkunft genutzt werden wird. Bis dahin sollte die Flüchtlingskrise angeblich schon vorüber sein und das Gebäude würde nicht mehr gebraucht.

Laut Markus Nierth, der mit der Situation der Flüchtlinge in Tröglitz wohl am besten vertraut ist, wird etwa die Hälfte von ihnen ohne Asyl wieder nach Hause zurückkehren müssen.

Wenn Sie Markus Nierth fragen, wer gewonnen und wer verloren hat, wird er Ihnen sagen, dass er viel verloren hat und gleichzeitig nichts. Er hat seine Heimat verloren, weil er sich hier nicht mehr so gut fühlt, seine Kinder wurden um eine sorglose Kindheit gebracht und die gesamte Familie um eine Illusion hinsichtlich der Menschen, neben denen sie lebt. Nur auf der anderen Seite... „Die Kinder sind nun viel aufgeklärter, politisch reif. Und die Illusion? Ist es nicht besser, wenn Sie die Wahrheit kennen und wissen, wie die Leute in Wirklichkeit sind?“ Sie waren enttäuscht und überlegten wegzuziehen, aber... „Wohin eigentlich? Wo ist es besser? Meine Frau, die aus Hamburg ist, sagt, dass sie die Menschen hier gern hat. Sie haben nicht so eine Fassade wie die Menschen aus dem ehemaligen Westen. Man weiß eher, was sie denken,“ versucht er aus der Situation das Beste zu machen.

Er trifft immerfort Menschen, die an den Demonstrationen teilgenommen haben. Einige haben aufgehört ihn zu grüßen, andere täuschen umgekehrt ein heuchlerisches Lächeln vor. „Und einige kommen und geben zu, dass sie nie gegen Flüchtlinge auf die Straße gegangen wären, wenn sie gewusst hätten, wie sehr in Ordnung und problemlos diese sind.“ ●

Die Autorin ist Reporterin für Auslandsberichterstattung, sie beschäftigt sich mit dem Geschehen in den deutschsprachigen Ländern und arbeitet für die Tageszeitung MF DNES.

Er kann nicht schweigen. Der ehemalige Bürgermeister Markus Nierth lebte mit seiner Familie wegen Drohungen von Neonazis ein Jahr lang unter Polizeischutz.

Fariba, Junes, Sajad. Die erste Familie, die nach Tröglitz kam. Dieser Tage ist sie größer geworden, Fariba hat ein Mädchen bekommen, sie haben sie Setareh genannt, Stern. Sie möchten nicht mit unverdeckten Gesichtern fotografiert werden.

„Stoppt die ‚Schlepper-Merkel‘“

Wahlplakat der rechtsradikalen NPD. Es ist das einzige in der Stadt, direkt vor der abgebrannten Unterkunft.

Fußball und Asylbewerber. Klirrende Kälte, zuhause wartet Besuch auf ihn, aber Reza läuft um den Platz.

Afghanische Gastfreundschaft. Starker, bitterer grüner Tee und eine Menge Süßigkeiten dazu. Reza (in der Mitte) mit seiner Frau und seinem Freund Zia.